

Gewissermaßen ist Ellen Muck die Herrin des Schrotts, Blechs, Siebs, Rohre, Schrauben, Autoteile und Fahrradteile haben in ihrem Atelier jeden Winkel erobert, quellen aus Haken und Regalen, hängen an Kästen und Kanten, stapeln sich in Zimmerecken und machen es unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärts zu gehen, ohne auf Metall zu treten. Für die 38-jährige Kölnerin ist dies eine Spielart von Glück. „Ich sammle so ziemlich alles“, verrät sie gut gelaunt. Überfluss inspiriere sie. Ihre Kunst entsteht im täglichen Umgang mit Metallfragmenten, die sie zerlegt, hin und her schiebt, neu aneinander passt und schließlich so zusammenschweißt, dass Skulpturen entstehen, die einige Betrachter das Grauen lehren und andere verzauern. Skurrile Spielmaschinen mit Spaß- und Gruselfaktor sowie metallene Riesen-Mücken, -Heuschrecken, -Käfer und -Fliegen sind die Spezialität der gelernten Schreinerin. An der Decke ihres Ateliers hängt eine Reihe Kokons aus Feinstrumpfhosen mit überlebensgroßen, verstörend realistischen Insektenlarven. Das Spiel mit Urängsten fasziniert Ellen Muck. Auch mit Entpuppungen kennt sie sich aus.

Köln im Oktober, Eupener Straße 57-59. Nasser Wind fegt um ausgediente Werkshallen. Im Pförtnerhäuschen an der Einfahrt wartet der Schnellimbiss-Koch auf Kundschaft. Früher wurde auf dem Gelände „Sidel“ produziert. Vor zwölf Jahren, als die Art des Reinigungsmittels zu Ende war, mieteten sich ein paar Künstler in den Hallen ein und schufen nach und nach das „Kulturzentrum Braunsfeld“. Weil die Besitzerin dies gutheißt, stieg die Miete für die Ateliers in den Folgejahren nur auf moderate 4,50 Mark pro Quadratmeter. Ein paar Gewerbetriebe stießen hinzu, auch Heiner Moers mit seinem Theater „Bel Air“. In diesem Jahr starb die kunstsinigste Gönnerin. Nun haben ihre Erben die Mietverträge zum Jahresende gekündigt und das alte Sidel-Werk an die Immobilien-Gesellschaft Lammerting verkauft, die Neubaupläne begut, aber vielleicht doch für Kompromisse offen ist. „Seitdem“, sagt Ellen Muck, „ist das hier so ein bisschen wie in diesem umzingelten Dorf bei Asterix.“ Die Ateliergemeinschaft in den Hallen der KHD in Köln-Mülheim und in den Nippeser Clouth-Werken kennen solche Sorgen. Bezahlbare Arbeitsräume für Künstler sind rar in Köln.

Überhaupt Geld. „Kann man davon leben, ist immer die erste Frage, die man zu hören bekommt“, sagt Ellen Muck. Ihre Antwort lautet: „von freier Kunst – nein. Aber es gibt Auftragsarbeiten.“ Treppengeländer oder Rankergerüste zum Beispiel, verziert mit Fantasiegeier. „Manchmal rettet mich auch

der Verkauf einer Mücke über den Monat.“ Ihre lebensgroße Kuh aus „Alublech, genietet“, an der sie zwei Jahre gearbeitet hat, hat es sogar bis in eine Thannhäuser-Inszenierung an der Oper in Sydney gebracht. In Tokio hat Ellen Muck schon ausgestellt, und seit einigen Jahren betreibt sie mit ihrem Lebensgefährten Norbert Goertz am Rathenauplatz die Galerie „ARTicle“. Dennoch: Finanziell gesehen, habe sie „zehn Jahre so rumgekrebst“, bis es einigermaßen lief. Nüchtern bilanziert sie das. „Ich habe Künstler, die immer jammern, nie verstanden“, erklärt sie und lässt die wachen braunen Augen hinter den Brillengläsern blitzen. Schließlich sei die Künstlerexistenz Luxus: „Ich habe keinen Chef und ich kann tun, was ich will.“

Wie sie zur Kunst kam? Ellen Muck ist kein Typ, der dramatisiert. Der Vater, ein Statiker, wünsche, dass sie Architektur studierte. Er was Solides eben. Ellen Muck qualte sich erst durch die Schreiblehre, schrieb sich dann an der TH Aachen ein, ihm zuliebe. Als sie Ende 20 war, sei sie dann „total zusammengeknackt“. In der Künstlerin Maria Pfaffenholz fand Ellen Muck schließlich eine Mentorin, begann, ihren Fantasien Gestalt zu geben und endlich das zu sein, was sie schon immer sein wollte: Bildhauerin.

Seit Mitte Oktober gibt es eine neue Herausforderung in ihrem Atelier: Zwischen Spielmaschinen, Paravent und einem Beistelltisch im Kubusdesign steht ein Kinderbett. David Muck, wenige Wochen alt, hat sich „an der Spirale vorbeigemoht“ und seine Eltern während der Schwangerschaft in Aufregung versetzt. Können Künstler Eltern sein? Bleibt noch Zeit für die Arbeit im Atelier? Je mehr sie sich bei anderen Künstlern mit Kindern umgibt, desto sicherer sei sie geworden, dass das geht, erzählt Ellen Muck. Zumal Kindsvater Norbert Goertz eine Etage tiefer wohnt.

Stressig? „Im Grunde bist du so was immer dran. Wir arbeiten ja viel mehr als acht Stunden pro Tag“, sagt der. Kunst und Privatleben seien untrennbar verknüpft. Auch ein Kunstwerk, das schnell entsteht, sei ja das Resultat eines langwierigen Prozesses. Norbert Goertz arbeitet mit Siebdrucktechnik, indem er Bildelemente und Farben so lange kombiniert, bis er „zufrieden“ ist. Seine Bilder entstehen spielerisch, durch Experimentieren – doch im Arbeitsumfeld bevorzugt er statt Überfluss Ordnung. Seine Werke sind in beschrifteten Kartons verstaubt, Karten und Probedrucke heften an einer Pinnwand, Farbtöpfe lagern im Regal.

Den Lebensunterhalt verdient auch er mit Nebenjobs: dem Ausstellungsaufbau in Museen, der Gestaltung von Messeständen. „Die Grafik- und Druckaufträge von Kollegen werden ja wegen der modernen Computertechnologie immer weniger.“ Die Galerie wirft noch wenig Gewinne ab, bietet dafür aber die Möglichkeit, Akzente zu setzen und Künstler zu fördern. Oft stellt „ARTicle“ junge japanische Kunst aus. Auch in Norbert Goertz eigener Kunst spielen fernöstliche Fotomotive und Schriftzeichen eine wichtige Rolle. „Unsere Freunde sagen immer, dass Norbert zwar irisch aussieht, aber eigentlich selbst ein Japaner ist“, sagt Ellen Muck. Jedenfalls hat sich Norbert Goertz schon immer für Japan interessiert, vor zehn Jahren hat er dank eines Stipendiums der Carl-Duisberg-Gesellschaft ein Jahr lang in Tokio gelebt, in einem Grafikbüro gearbeitet und japanisch gelernt – was seinen Kontakten mit der dortigen Kunstszene auch heute noch zugute kommt.

Seine Entwicklung zum freien Künstler bezeichnet der 44-Jährige als „fließenden Übergang“. Als ältestes von sechs Kindern eines Altenheims Fotoladen-Inhabers machte er zunächst „Umwege“: eine Lehre als Werkzeugmacher, dann ein Fotoingenieur-Studium. Es waren „Schritte auf der sicheren Seite“ – doch mehr und mehr wurde ihm klar, dass er das Geschäft des Vaters nicht übernehmen wollte. „Warum willst du Fotograf werden, deine Kunst ist doch gut“, habe ihn ein Düsseldorf Fotograf, den er sehr schätzte, gefragt. „Das gab den Anstoß.“ Mit LKW-Fahren finanzierte sich Norbert Goertz sein Zweitstudium der Malerei an der alten Kölner Werkschule, wurde Meisterschüler bei Professor Werner Schriebers und spezialisierte sich auf Siebdrucktechnik. Gelassen nimmt er in Kauf, dass sich Ruhm und Reichtum trotz einer Reihe von Ausstellungen, die er vorweisen kann, bislang nicht einstellen.

„Ein Künstler ist jemand, der kontinuierlich arbeitet“, findet er.

Sie leben und arbeiten zusammen, doch ihre Kunst ist grundverschieden: Ellen Muck fertigt Skulpturen aus Metall – zum Beispiel riesige Insekten, die den Betrachter das Fürchten lehren. Ihr Lebensgefährte Norbert Goertz arbeitet mit Siebdrucktechnik. Im Bild links ist er neben einem großen farbigen Paravent zu sehen. Leben jedoch können beide nicht von der freien Kunst leben.

Etwa 2000 freie Künstlerinnen und Künstler leben und arbeiten in Köln – die wenigsten von ihnen sind reich und berühmt. Sie verdienen ihr Geld mit Auftragsarbeiten oder haben artfremde Jobs, die ihren Lebensunterhalt sichern. Gisa Klönne hat – anlässlich der Art Cologne, die an diesem Sonntag beginnt – einige von ihnen besucht. Bilder: Anita Schiffer-Fuchs

KNAPS EN FÜR DIE KUNST

Unter den 50 Künstlern, die in der Ateliergemeinschaft hinter Tor 4 der Nippeser Gummifabrik arbeiten, gehört der Japanliebhaber zur Fraktion der Frühaufsteher. Natürlich werke letztendlich jeder für sich allein, sagt er. „Aber das Gefühl ist gut, dass andere nebenan das Gleiche tun.“

„Man braucht den Austausch, muss andere Leute sehen“, bestätigt Ute Bartel. Natürlich gebe es in einer Stadt wie Köln, wo viele Künstler arbeiten, auch Konkurrenz. Letztendlich sei die aber anregend. Als sie 1995 wegen dieses Vorzugs von Münster nach Köln zog, hat sie zunächst anderthalb Jahre lang allein in einer Wohnung gelebt und gearbeitet. „Es war schön dort, Parterre mit Garten – aber irgendwann hatte ich das Gefühl, ich bin in einer Höhle. Abgekapselt.“ Ute Bartel bezeichnet als Glück, dass sie in den letzten unvermieteten Atelierraum in einer Halle der Clouth-Werke ergatterte, der damals noch frei war, weil er keine Heizung hatte.

„Cap Cologne“ nennt sich die Ateliergemeinschaft hinter Tor 4 der Nippeser Gummifabrik. Ein wenig erinnert die Atmosphäre in der umfunktionierten Werkhalle an eine WG. Ein paar Fahrräder stehen auf dem Flur, am Schwarzen Brett ist angeschlagen, was alle angeht: Einladungen zu Vorträgen, Ausschreibungen. Einmal im Monat ist Versammlung. Auch der „Banannensprayer“ Thomas Baumgärtel hat hier sein Atelier. „Das Miteinander der Künstler ist gut“, sagt Ute Bartel. Die 39-Jährige mit der ruhigen Ausstrahlung bietet Ingwer-Zitronen-Tee an. Ein rosa Bistro-Tisch steht in der Mitte ihres Ateliers, an der Fensterwand stehen zwei gigantische Schreibische. Außerdem gibt es Kühlschrank und Spiele, einen selbstgebaute Lageraum, „der schon wieder zu klein ist“, und dank der Unterstützung des Kulturamts inzwischen eine Heizung. Eine Wand wird fast völlig von einem quadratischen „Wandteppich“ eingenommen. Ein riesiges, marokka-

nisch anmutendes Mosaikbild auf den ersten Blick, das sich bei genauer Betrachtung als Collage aus etwa 1300 Einzelfotos entpuppt, auf denen Ute Bartel etwas per se Unexotisches verewigt hat: Wäsche auf Wäscheleinen. „Alltäglichkeit ist für mich gar nicht so weit weg von Kunst“, erklärt sie. „Als Künstlerin habe ich die Möglichkeit, Dinge auf meine Art wahrzunehmen, darüber nachzudenken, wozu andere keine Zeit haben, und die Dinge dann in eine neue Form zu bringen, die mehr zeigt als den Gebrauchswert.“ Reizen ist für sie eine wichtige Inspiration. Als Stipendiatin im mecklenburgischen Ahrenshoop hat Ute Bartel die windgeblähten Schlipfer, Handtücher und Socken für den Wandteppich fotografiert und sich dabei an ihre Mutter erinnert, die es verstand, Wäsche immer exakt nach Farben sortiert auf die Leine zu klammern. Sonst war Kunst kein vordergründiges Thema in der Familie des schlesischen Landwirts, den es nach Westfalen verschlagen hatte. „Aber ich habe schon als

Kind schneller den Aufsatz geschrieben, damit ich noch ein Bild malen konnte.“ „Auf Lehramt“ hat Ute Bartel zunächst Kunst und evangelische Religion studiert. Nach dem ersten Staatsexamen pfliff sie auf eine Beamtenlaufbahn und studierte bildende Kunst an der Kunstakademie Münster. Sie war Meisterschülerin bei Professor Reiner Ruthenbeck, arbeitete als Performance-Künstlerin, machte Installationen mit Licht, kam darüber mehr und mehr zur Fotografie, bestritt Einzel- und Gruppenausstellungen, gewann mehrere Stipendien und Förderpreise. Reich geworden ist sie bislang dennoch nicht. Wenn es sein muss, verdient sie ihre Brötchen als Grafikerin. „Kunst ist der einzige Beruf, der Geld kostet“, weiß sie aus Erfahrung. Und: „Für Konzerte oder Theater geben die Leute viel leichter Geld aus als für Bilder.“ Für eine Ausstellung im Kunstverein Heinsberg hat Ute Bartel verschiedene Wurst- und Aufschnittscheiben geschnitten und das Resultat zu Bodenfliesen verarbeitet.

Kind schneller den Aufsatz geschrieben, damit ich noch ein Bild malen konnte.“ „Auf Lehramt“ hat Ute Bartel zunächst Kunst und evangelische Religion studiert. Nach dem ersten Staatsexamen pfliff sie auf eine Beamtenlaufbahn und studierte bildende Kunst an der Kunstakademie Münster. Sie war Meisterschülerin bei Professor Reiner Ruthenbeck, arbeitete als Performance-Künstlerin, machte Installationen mit Licht, kam darüber mehr und mehr zur Fotografie, bestritt Einzel- und Gruppenausstellungen, gewann mehrere Stipendien und Förderpreise. Reich geworden ist sie bislang dennoch nicht. Wenn es sein muss, verdient sie ihre Brötchen als Grafikerin. „Kunst ist der einzige Beruf, der Geld kostet“, weiß sie aus Erfahrung. Und: „Für Konzerte oder Theater geben die Leute viel leichter Geld aus als für Bilder.“ Für eine Ausstellung im Kunstverein Heinsberg hat Ute Bartel verschiedene Wurst- und Aufschnittscheiben geschnitten und das Resultat zu Bodenfliesen verarbeitet.

meine innere Sprache“, sagt sie. Die kleinen Strichmännchen, die sie in all ihren abstrakten Gemälden unterschiedlichster Größe versteckt, laden Betrachter zur Spurensuche ein. Eleonora Grigioti selbst versteht ihre „little men“ vor allem als Sinnbilder für das Wesen des Menschen. Beine, Arme und Kopf andeutend, gleichen die Strichmännchen einem fünfstrahligen Stern, bilden ein „Pentagramm“, das magische Zeichen für seelische geistige Liebe und Harmonie“, erklärt die zierliche Römerin. Eleonora Grigioti, 1955 geboren, hat sich früh an Multi-Art-Projekte gewöhnt. Als Kind war sie von den Straßenmalern auf der Piazza Navona fasziniert. In den Ferien nahm sie ihr Vater, ein Journalist, mit ins Haus der Großeltern nach Montepulciano. Hier entdeckte die kleine Eleonora endgültig ihre Liebe zur Kunst, nahm als junge Frau Unterricht bei Professor Fappi von der Kunstakademie Bologna, wirkte in Siena seit 1976 beim Kunst- und Musikfestival unter

Leitung von Hans Werner Henze mit, wurde Gründungsmitglied der „Galeria Virtù“. „Das Licht, die Farben der Toskana, das fehlt mir heute noch“, sagt sie angesichts der Herbststesse vor den Fenstern ihrer Wohnung in der Kölner Südstadt. 1978 ist sie der Liebe wegen nach Köln gezogen, hat zwei Kinder bekommen und trotzdem an der Universität Rom das Studium beendet: Philosophie, Psychologie und Pädagogik. Über „präventive Systeme in der Diagnostik“ hat sie promoviert, was viel mit Kunst, Theater und Jugendarbeit zu tun hatte.

Gemalt hat sie immer. Nachts, nebenbei. 1993, nach einer großen Ausstellung im Kölner Eurozentrum, hat sie versucht, wieder dauerhaft in Montepulciano zu arbeiten, übersiedelte mit beiden Kindern und Sack und Pack nach Italien, mischte sich unter die italienische Kunstszene – und musste bald feststellen, dass sie sich mit ihrer Konzeptkunst bei den deutschen und schweizerischen Künstlern besser aufgehoben fühlte. „Emilio Zola hat mir damals gesagt, dass es mein Grab wäre, dort zu bleiben“, sagt sie. Ein Jahr später zog sie zurück nach Köln, weitere Ausstellungen folgten, unter anderem auf der „Art Frankfurt“. Auch Anfragen von Galerien habe es gegeben. Die Wohnung Eleonora Grigiotis ist ein Gesamtkunstwerk. Zurzeit malt sie hier auch – eine Übergangslösung. Eine Zeit lang hatte sie wie Ute Bartel ein Atelier in den Clouth-Werken gemietet, „ein Versuch“, dann hat sie festgestellt, dass sie doch lieber allein arbeitet. Tagsüber arbeitet Eleonora Grigioti als Dozentin für italienische Sprache und Kultur im Landeschulamt. Ein Full-Time-Job. Über 300 Gemälde hat sie dennoch erschaffen, Performances inszeniert. Aber es gab auch die dunkle Zeit: eine Lebenskrise, Krankheit. Sie, die visuelle Künstlerin, verlor beinahe das Augenlicht. „Ich war immer der Sonnenschein“, sagt sie. „Nun musste ich mühsam meine Kraft wiederfinden“ – den inneren Wesenskern, ihren eigenen „little man (being)“ wieder.“

Mein Traum ist, dass meine Werke weiterreisen, dass sie immer weiterleben, denn meine Bilder können Geschichten erzählen“, sagt Eleonora Grigioti. Dass gerade Jugendliche ihre Geschichten instinktiv begreifen, weiß sie aus Erfahrung. „Die sehen in den Strichmännchen einfach Menschen, die nach dem richtigen Weg suchen.“ Ihre Kinder drücken das so aus: „Wenn Mama malt, ist alles o.k.“



„Cap Cologne“ nennt sich die Ateliergemeinschaft hinter Tor 4 einer Gummifabrik in Köln-Nippes. Hier arbeiten unter anderem Ute Bartel (Bild links). Die riesige Collage, vor der sie steht, besteht aus etwa 1300 Einzelfotos. Jedes Foto zeigt Wäsche auf einer Wäscheleine

Eleonora Grigioti (Bild rechts) arbeitet lieber allein. Die Italienerin kombiniert ihre gemalten Kunstwerke mit eigener Lyrik, mit Theater und Musik. Und oft integriert sie in ihre Bilder bemalte Baumwurzeln. „Ein Bild“, sagt sie, „ist meine innere Sprache.“

